

Romano Cuonz

Heinrich Federers Erlebnis der Obwaldner Landschaft und Natur

Ein Essay

Der Schriftsteller Heinrich Federer (1866 -1928) ist in Sachseln aufgewachsen, und dieses Dorf ernannte ihn auch zum Ehrenbürger. Obwalden war seine „teure Jugendheimat“ – wenn auch ohne Bleibe. Von Obwalden erzählen seine frühen Werke: etwa „Pilatus“, „Am Fenster“, „Aus jungen Tagen“, „Das Mätteliseppi“, „Niklaus von der Flüe“. Heinrich Federer nennt den Voralpenkanton etwa „das liebe, gelassene, rassige Obwalden“ oder „das schöne besonnene Herz der Schweiz“. Der vorliegende Essay will aufzeigen, wie der international bekannte Schriftsteller Obwaldens Landschaft und Natur erlebt und beschrieben hat. Ebenso, wie unsere Landschaft und die Natur die Charaktere der Personen in seinen Werken immer auch beeinflussen.

Nicht die Nationalität gibt uns Ideen, sondern eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen.

(Gottfried Keller: Der Grüne Heinrich)

Der Durchbruch mit „Vater und Sohn im Examen“

Wer im letzten Jahrhundert im Sarner Benediktinerkollegium zur Schule ging, machte selbstredend auch mit dem Schriftsteller Heinrich Federer Bekanntschaft. Dafür sorgte ein langjähriger Deutschlehrer dieser Schule: Pater Sigisbert Frick. Ein fundierter Kenner und Biograph Heinrich Federers. Ich erinnere mich gut: Wir Schüler sassen im alten Gymnasium in langen Bankreihen – meist mehr als 30 in einer Klasse – und vor jedem lag ein schmales Bändchen mit filigranem Baummuster auf dem Umschlag. Der Nachdruck einer Erzählung aus den „Lachweiler Geschichten“. Diese erschienen erstmals 1911 beim G. Grote-Verlag in Berlin. Was wir da vor uns hatten, war etwas ganz Besonderes. Die erste Erzählung nämlich, die Federer veröffentlichen konnte:

Vater und Sohn im Examen

Gleich ein Schuss ins Schwarze, anerkennt der Zürcher Schriftsteller Ernst Eschmann 1950 im Vorwort eines Nachdrucks für die Schulen (Verein Gute Schriften Zürich). In der Tat: Nachdem die Berliner Zeitschrift „Daheim“ 1910 die Geschichte in einem Wettbewerb als beste Novelle mit 5000 Mark ausgezeichnet hatte, wurde der zuvor noch unbekannte Name des Schriftstellers Heinrich Federer im deutschen Sprachraum bekannt. Die fiktive Ortsbezeichnung Lachweiler, wo die Geschichte spielt, steht wohl für das Dorf Jonschwil im Toggenburg, wo Heinrich Federer als Kaplan wirkte.

Jedoch: Was sollten wir damaligen Teenager im Kanton Obwalden, die Karl May lasen und in unseren spärlichen Schulpausen die Hitparade von Radio Luxemburg mit Schlagern von Peter und Conny hörten, was sollten gerade wir mit den Erzählungen

dieser Schulkinder von Lachweiler über ihr schmuckes Dorf anfangen? Mit diesen Kindern ...

... die heute steif in ihren verkerbten Bänken sitzen und mit ängstlicher Ungeduld bald zur Türe, bald zum Lehrer am Pult blicken.

(Lachweiler Geschichten. G. Grote, Berlin 1911)

In der für uns etwas altmodischen Geschichte gab es denn auch so unspektakuläre Landschaftsbeschreibungen wie:

Schon das Dorfbächlein ist sehr schön, besonders wenn die Dotterblumen und weissen Vergissmeinnicht daran blühen – und die Sau des Bauern Martin mit ihren elf gesprenkelten Ferkelchen nicht darin herumwädet.

(Ebenda)

Wenn sie doch wenigstens darin herumgewädet wären! Kurzum: wir langweilten uns und kamen doch nicht darum herum, den Stoff fürs Examen zu lesen. Doch dann geschah etwas, das ich nicht erwartet hätte: Ich gelangte zu einer Stelle im Text, die mich damals auf seltsame Weise berührte und auch heute noch berührt. Ja, sie zog und zieht mich in ihren Bann! Dies, obschon sie, rein naturwissenschaftlich, kaum haltbar ist. Es geht um jene Passage in der Novelle, wo der kleine Wenzel um seinen Vater, den Lehrmeister, bangt. Dieser war ja während des Examens wegen dem Versagen seines Sprösslings ohnmächtig geworden. In der Angst um den Vater aber kann der naturverbundene, gefühlsvolle Bub plötzlich eine Geschichte erzählen. Voller Farbe erzählt er. Kaum mehr zu bremsen ist er, wie er vom todesmutigen Kampf zwischen einem mächtigen Geier und einer tapferen Katze, die ihre Jungen vor dem Raubvogel schützt, berichtet:

Da kam ein Geier aus der Luft herabgeschossen; gross wie eine Wolke kam er und schnell wie der Wind. Seine wüsten Krallen streckte er aus nach den Kätzlein, den weissen und schwarzen und braunen – ihr Haar war wie Wolle oder Seide so lind.

(Ebenda)

In seiner Verzweiflung gab Wenzel, erfüllt von kindlicher Liebe zur Kreatur und Natur, der Geschichte eine neue Wende. Geier und Katze fielen zwar auch in seiner Version senkrecht hinunter. Die armen Jungkätzchen leckten zwar auch bei ihm das Blut von ihrem Mütterchen und wollten dieses wieder warm und lebendig machen. Nur, bei Wenzel vermochten die Kleinen dies auch tatsächlich zu erreichen. Seine Version:

Und sicher, Vater, sicher, von dem allem ist die Kätzin wieder erwacht. Sie war doch nicht tot, wie 's im Buche steht, nur krank, nur müde! Aber jetzt erwachte sie wieder und war wieder lebendig. Und da hatten die Jungen eine grosse Freude. Ist' s nicht so, Vater, gelt, so!

(Ebenda)

Etwas hätte ich – der ich doch später selber Erzähler werden wollte – damals aus dieser Passage lernen können: Nämlich: wie gekonnt man eine Geschichte zu ihrem Höhepunkt treiben, wie kunstvoll man ihr eine neue Wende geben kann. Dies, indem man die Natur mit ihren Kreaturen beseelt und zum Abbild dessen werden lässt, was sich im Denken und Fühlen der Protagonisten abspielt. Dafür aber war ich damals noch zu jung. Benannt hat diese grosse Qualität Federers Oswald Floeck, einer seiner ersten Biographen:

Lehrer Philipp Korn wollte mit seinem Söhnchen Wenzel hoch hinaus und versuchte schon den Dreijährigen mit der Lese- und Schreibkunst bekannt zu machen. Das Sonnenkind Wenzel hatte jedoch nur Freude an der Natur und an den Haustieren der Nachbarn. Mit seiner starken Einbildungskraft sah

er Dinge und Wunder. Darum konnte er auch famos erzählen und sogar neue Geschichten erfinden.
(Oswald Floeck: Heinrich Federer, Leben und Werk. G. Grote, Berlin 1938)

Was ich aber damals durchaus schon erkannt hatte, war Heinrich Federers grosse Freude an der einheimischen Landschaft. Und seine Liebe zur Natur, die ich teilte. Ja, ich erkannte, dass da einer war, der auch die mir am nächsten liegende Landschaft und Natur des Kantons Obwalden noch lebendiger, noch ergreifender – und vor allem mit noch mehr stimmigen, farbigen Wortbildern – beschreiben konnte, als es mein damaliger Lieblingsautor, Karl May, mit fernen Ländern tat. Diese Erkenntnis begann nach und nach mein Leseverhalten zu beeinflussen. Heinrich Federer war ein Autor, der Landschaft und Natur nicht aus Büchern kannte. Viel mehr hatte er als Mensch eine ausgesprochen persönliche Beziehung dazu. Der Zürcher Germanist und Schriftsteller Gottlieb Heinrich Heer analysiert das Naturerlebnis Heinrich Federers sehr eingehend. Dabei kommt er zum Schluss:

Die Erscheinungen der Natur sind nicht von der menschlichen Psyche losgelöste Dinge, die um ihrer selbst willen da sind, sondern Natur und Mensch bilden eine Einheit, beide sind in ihrer Wechselwirkung voneinander abhängig.

(Gottlieb Heinrich Heer: Das Naturerlebnis Heinrich Federers. Paul Haupt Bern, 1930)

Das literarische Naturverständnis Heinrich Federers

Heinrich Federers farbige Naturbeobachtungen und sein tiefes Naturverständnis scheinen in all seinen Werken immer wieder auf. Gehören zu den eigentlichen Lichtblicken darin. Heinrich Federer besitzt nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch eine ausgesprochen persönliche Beziehung zur Natur. Und damit eben auch zur Obwaldner Landschaft, in der er seine Kindheit erlebt. Schon als Knabe sammelt Heinrich Schmetterlinge. Oder: er pflegt eine Spiegelmeise im Käfig. Wenn der Knabe im Gras liegt, träumt er, was der Sarnersee denkt. Was der Dorfbach schwatzt. Oder, wie die waldigen Berge nachts vom Himmel herunterhören. Der Knabe Heinrich wird von Asthma geplagt. Bei Anfällen sitzt er oft sehnsüchtig „am Fenster“, während andere im Freien herumtollen. Gerade deshalb beginnt er bald auch damit, Zusammenhänge zwischen Mensch und Landschaft zu sehen. Naturerscheinungen zu hinterfragen. Wer die kindliche Psyche von Heinrich Federer – namentlich auch seine grosse Liebe zu Obwalden – verstehen möchte, sollte die Jugenderinnerungen des Autors, „Am Fenster“ und „Aus jungen Tagen“, zur Hand nehmen. In diesen Werken gewinnen vor allem zwei Natur-Phänomene unseres Kantons für den Dichter immer wieder grosse Bedeutung: Das Wasser und die Berge. Dass diese beiden Elemente in jeder seiner „Liebeserklärungen“ an Obwalden wiederkehren, kann nicht erstaunen:

Obwalden, meine unvergleichliche Jugendheimat. Es ist das schönste Voralpenland, das ich kenne. Am stillen Zipfel des Vierwaldstätter Sees zwischen Pilatus und Stanserhorn beginnt es und zieht sich als grünes Tal, rechts und links von waldigen Zweitausendern beschirmt, zum Sarner See, einem Idyll ohnegleichen, und dann die Hänge hinauf zum düsteren Lungerer Alpsee und weiter auf den Sattel des Brünig. Hier gucken ihm die Ewigschneeberge des Berner Oberlandes über die Achsel. Da zieht es sich fröstelnd in seine warme, von Föhn und Alpwassern und Legenden durchrauschte Mulde zurück, das liebe, rassige, gelassene Obwalden.

(Aus „Lieber leben als schreiben“ in Vehlhagen und Klasings Monatshefte, 41. Jg., 1926)

Oder, in einer andern Publikation, als Antwort auf die rhetorische Frage, was denn für ihn Obwalden eigentlich sei:

Das ist Obwalden: Aus Wasser, Wald, Wiese und frohem Gebirge, aus langgesichtigen mutigen Menschen, hablichen Dörfern, ... aus alter, treuer demokratischer Tradition und aus der Armut und dem Reichtum seiner Enge, nicht zu heiss und nicht zu kalt, zu einer leis fröhlichen, leis nachdenklichen Heimat geschaffen, zu deren Füssen das Korn, zu deren Häuptern das ewige Eis zu wachsen beginnt: Obwalden.

(Tausend und ein Schweizer Bild. A. Schnegg Genf 1925 / 1926)

Der vorliegende Essay setzt sich zum Ziel, Heinrich Federers literarisches Naturverständnis zu illustrieren und zu verstehen. Dies vorab mit Beispielen, die sich auf seine Jugendheimat beziehen. Auf – *Mein Obwalden* – wie er selber gerne schreibt.

Als ich während meines Studiums die Aufgabe anging, mich mit Heinrich Federers Bezug zu Obwalden zu befassen, stiess ich bald schon auf ein Schlüsselwerk: „Pilatus, eine Erzählung aus den Bergen, 1912“. Und da beeindruckte mich gleich am Anfang der Erzählung die Beschreibung einer für die Hänge des Pilatus typischen, aber sehr seltenen Bergblume: des Edelweiss. Eine Blume, die in dieser düsteren romanhaften Geschichte zur Metapher wird:

Gott, wie das leuchtete! Wie silberne Mondlichter brach es durch den Nebel zu uns herauf. Es waren nicht viele, aber grosse Blumen. Jedoch zu äusserst am Fels, der wie fauler Dachschiefer über eine gähnende Tiefe hinaushing, stand die Königin, ein Riesenedelweiss.

(Pilatus, eine Erzählung aus den Bergen. Grot'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1912)

Und – mit einem Blick auf diese für ihn so eigenartige Königin – schreibt er weiter:

An einem langen Seidenstängel mit geringem Laub neigte sie ihr schwindelfreies, grosses Gesicht über die Kluft hinaus. Ihr Stern mit den herrlich gespitzten, wolligen Blumenblättern schien handbreit und zitterte leise im Wind ...

(Ebenda)

Wenn der Autor diese Blume so realistisch und gleichzeitig doch auch mit so viel Poesie beschreibt, versteht selbst ein Leser im flachen Norden Deutschlands den Mythos, der in der Schweiz um sie herum entstanden ist. Vor allem aber begreift er, warum Florin – der Held dieser Episode – *wie eine Flamme* ist und ausruft:

Da muss ich hinunter. (...) Grad von da klettere ich hinunter!

(Ebenda)

Heinrich Federer gelingt es, mit der Beschreibung der seltenen Blume und des steilen felsigen Geländes am Pilatus den verhängnisvollen Wettstreit, der zwischen den Buben entbrennt – das kleine Drama, das daraus hervor geht – verständlich zu machen. Mindestens andeutungsweise wird in dieser Jugenderinnerung auch schon der Einfluss, den die Natur auf den Menschen ausübt – ja die Macht, die sie über ihn haben kann – thematisiert.

Heinrich Federer besitzt die unbestrittene Fähigkeit, Natur und Landschaft mit all ihren Phänomenen in sein Schreiben einzubeziehen. Einige literarische Studien bezeichnen dies als poetischen Realismus. Andere ordnen Heinrich Federers Werk – gerade wegen diesem grossen Naturverständnis und wegen dem Einfluss der Natur auf das Handeln seiner Figuren – der Heimatdichtung zu. Oft wird denn der Name des Schweizer Dichters in einem Zuge etwa mit Hermann Löns und Ludwig Thoma genannt. Indessen: die schwärmerische Liebe zu seiner Jugendheimat Obwalden und zu deren Natur ist nur das eine. Bei Heinrich Federer kommt immer auch eine sorgfältige Analyse von Naturphänomenen dazu. Diese ist aber nur möglich, weil er eine tiefgehende Kenntnis naturgesetzlicher Zusammenhänge besitzt. Für den Zürcher Germanisten Gottlieb Heinrich Heer ist dies ein triftiges Argument, das er

gegen all jene Kritiker vorbringt, die Heinrich Federer etwas geringschätzig als „Heimatsdichter“ abzutun versuchen:

Dass er das Gefühl für Natur und Heimat gestaltet und sich bei dieser Gestaltung von sicherer Beobachtung und Kenntnis leiten lässt, bewahrt ihn vor dem Hineingleiten in eine romantisierende, unwahrscheinliche und aufgedonnerte Naturschilderung, der so manche andere Heimatsdichter verfallen. Man findet bei Federer keine Szenerien.

(Gottlieb Heinrich Heer: Das Naturerlebnis Heinrich Federers. Paul Haupt Bern, 1930)

Obwaldens Landschaft und Natur in Heinrich Federers Werk

Der erste Obwaldner Bildungs- und Kulturdirektor, Ignaz Britschgi (er gründete 1982 die Heinrich Federer-Stiftung), billigt Heinrich Federers Liebe zu Landschaft und Natur literarische Qualitäten zu. Anlässlich des 70. Todestages Heinrich Federers hadert Ignaz Britschgi denn auch damit, dass die heutige Gesellschaft ein doch etwas sehr einseitiges Bild des Obwaldner Dichters in Erinnerung behalte:

Da sitzt er etwa unten am Seeauslauf des Sachsler Dorfbaches als dem Sonntagsgesicht des friedlichen Rinnsals und plaudert und fabuliert Geschichten für die ihn umgebenden Kinder.

(Ignaz Britschgi: Obwaldner Wochenblatt, 24. April 1998)

In Wirklichkeit aber liege für Heinrich Federer in der Natur die Seele einer Landschaft. Insbesondere in der Landschaft seiner Jugendheimat Obwalden! Wie sehr dies zutrifft – im Guten und im Argen – möchte ich erst einmal an zwei markanten Beispielen aufzeigen:

Im Guten: Immer wieder trifft der Leser in Heinrich Federers Werk auf geruhsame, freundliche Landschaftsschilderungen. Manchmal sind sie skizzenhaft festgehalten. Manchmal farbig ausgemalt. Nicht selten werden solche Schilderungen bei Kapitelanfängen verwendet. Dabei geht es dem Dichter um einen künstlerischen Selbstzweck: Er will seinen Leser in die richtige Stimmung versetzen. So begegnet man in seinen Werken oftmals idyllischen, aber trotz aller Idylle eben immer auch meisterhaft beschriebenen Landschaftsbildern. Manche Passagen könnten Textern, die mit Jodelliedern eine heile Welt heraufbeschwören möchten, durchaus Impulse geben. Ein Beispiel dafür ist etwa dort zu finden, wo das „Mätteliseppi“ den Kindern in der Dämmerung von der Alp erzählt und ihnen diese wortwörtlich schmackhaft macht:

Oben im Gebirge, hoch über den Tannen, zwischen zwei nebligen Gipfeln, liegt eine kleine Alp mit sechs Hütten, an einem runden, dunkelblauen Bergsee. Dort herum wächst ein kurzes, kräftiges Kraut, das unser Vieh zweimal so gerne frisst, wie hier unten das Gras. Die Butterballen, die man dort macht, sind gelb und süß, der Käse schwitzt vor Fett und schmeckt noch jahrelang von der Luft und Frische dieser himmlischen Höhen.

(Das Mätteliseppi. G. Grote, Berlin 1929)

Im Argen: In seinen Jugenderinnerungen, mit Blick aus dem Fenster des Sachsler Omlin-Hauses, schildert der Dichter zeitnah, wie die Elemente den Dorfbach zum zerstörenden Wildling machen. Beschreibt, wie das sonst friedliche Rinnsal ihm als Bub Angst und Schrecken einjagte. Wie, nach einem stundenlangen Unwetter, von den Sachsler Berghängen der Angstschrei *Der Dorfbach kommt!* durchs Dorf hallte:

Doch die Gewitterbäche im Sommer, das war eine gefährlichere Musik. Schwarz und dick hockte die Wolke wie ein Untier auf den Gräten des Sachslerberges, und es züngelte gelb und rot und blau aus ihr heraus. Und plötzlich zerbarst sie zu einer See. Wir sahen es kommen in braunen und grauen Fluten durch die obersten Weiden, in die Schluchten rumpeln und von dort ins tiefere Gelände

hinunterstürzen, die Bachbrücken wie mit einem Hauch wegblasend, das Bett überfüllend, in unser Dorf, in Gärten und Felder hineinschwemmend, eine mit Felsblöcken und Stämmen dickgebrockte Riesenbrühe, und alles wüstenhaft versaarend. Da redete der Berg endlich ... Das polterte wie am Jüngsten Tag durchs Dorf. Der Kirchturm schlug schreiend seine sechs Glocken zusammen, man weckte mit Böllerschüssen die ganze Talschaft. Mann Weib und Bub rannte mit Haken, Schaufeln, Stangen an den randvollen Bach, suchte das Schuttgeschiebe in Fluss zu bringen, die Stauungen zu brechen und auf jede Art das Überlaufen des mörderischen Wildwassers zu hindern.
(Am Fenster – Jugenderinnerungen. G. Grote, Berlin 1928)

Dramatik pur! Je ärger und zerstörender der Bach wütet, desto bedrohlicher wird der Erzählstil. Desto kürzer werden die Sätze. Sätze eines Dichters notabene, der die Natur sonst gerne episch und in vielen Sprachfarben schildert. In der Notsituation jedoch ist auch bei ihm für schmückende Worte weder Zeit noch Platz:

Kein Mensch verstand den anderen vor diesem Gebrause. Schon stand man bis ans Knie im Uferwasser. Überall wurden die Kellerfenster und Haustüren verrammelt ...
(Ebenda)

Heinrich Federer war – ob es nun um die friedliche oder um die zornig aufgebrachte Natur ging – ein Fotograf mit Worten. Ein Maler mit Sätzen. Die von ihm beschriebene Obwaldner Landschaft und Natur beinhaltet – ganz ähnlich wie dies Landschaftsmalereien seines Zeitgenossen, des landesweit bekannten Kernser Kunstmalers Emil Schill (1870 – 1958) tun – mehr als nur reine Idylle. Mehr als blosse esoterische oder magische Schwärmerei. Einige Beispiele, die diese Feststellung untermauern:

Nach dem Wutausbruch der Natur schildert Heinrich Federer bald auch ihre versöhnliche Seite. Dabei tut er – schon vor mehr als hundert Jahren – etwas, das heute, etwa bei Umweltschützern, wieder voll im Trend wäre. Er warnt die unvernünftigen Menschen:

Am nächsten Morgen glänzte die Sonne wie die bare Unschuld vom Himmel. Die Berge dampften vor Frische und schienen jung geworden. (...) Sie lachten über die zerrissenen Bäume und verheerten Felder und die weiten, faulenden Schmutztümpel. Habt ihr verstanden? fragten sie. Aber der Mensch, der unverbesserliche Mensch, hatte keine Zeit zum Nachsinnen und begann den Schutt wegzuräumen.
(Ebenda)

Von wegen Aktualität: Ich erinnere mich, wie ich in den 1970er Jahren im Lesesaal der Zürcher Zentralbibliothek sass und nach Zitaten zur Schweizer Auswanderungswelle nach Amerika im 19. Jahrhundert suchte. Dabei wurde ich auch auf Heinrich Federers Buch „Am Fenster“ aufmerksam. Dort stiess ich auf eine Stelle, die in mir etwas bewirkte, was ich zuvor nicht für möglich gehalten hätte. Ich vergass die bürgerlich, akademische Atmosphäre, die in diesem Saal stets herrschte. Die Schreibtische aus massivem Eichenholz und die gewölbte Decke mit den edlen Stuckaturen, all das verblasste vor meinen Augen. In meinem Blickfeld einzig Buchzeilen, die mich in eine düstere, eine ärmliche Welt schauen liessen. Es waren – obwohl Zeilen aus einem Erzählwerk – Zeilen von grosser journalistischer Qualität, Sorgfaltspflicht und Genauigkeit. Und, was dabei für Heinrich Federer so bezeichnend ist: Der Dichter vermag der ganzen Trostlosigkeit des damaligen Geschehens, gerade durch die Schilderung einer herbstlichen Sturmnacht in seiner Obwaldner Heimat, noch mehr Dramatik zu verleihen:

Ein schwerer Pferdewagen ächzte und knarrte von der Brünigseite her. Trübe Laternen baumelten am Gestell. Die Pferdeschellchen läuteten leise. Etwas Dunkles, Aufgebeigtes, Massiges schwankte unten vorbei. Ich hörte einzelne Weiberstimmen und selten einen düstern Bass hineinbrummen. Ein feines grillenhohes Kindermäulchen plärrte. Dann schoss ein Windstoss überweg und ertränkte jedes andere

Geräusch. In der nächsten Pause tönte das Wagenkreischen schon ferner, den Dorfhäusern zu; aber von hinten räderte ein weiteres Gefährt nach. Drei Wagen ... ganz überladen ... Kinder und Hausrat! (...) Es wurde still auf der Strasse. Ennet dem See gurgelte der Schwändibach in den Spiegel. Es tönte so schaurig kalt und gleichgültig.

(Am Fenster – Jugenderinnerungen. G. Grote, Berlin 1928)

Es folgt ein Gespräch zwischen Mutter und Kind. Später kommentiert Heinrich Federer den Abschied der Wirtschaftsflüchtlinge des vorletzten Jahrhunderts von ihrer Obwaldner Heimat aus seiner Kinderperspektive. Auch diese Passage eröffnet er mit einem Naturbild, das die Gefühle des mitfühlenden Knaben eindrücklich untermalt:

Mir wurde schwer, als drückte ein Berg von Steinen auf mich. In dieser Nacht voll Wind und Grausen mussten diese Menschen und selbst ein Goof, das noch keinen Schritt tun konnte, aus ihren alten warmen Stuben für immer, und so weit fort, übers Meer, nach Amerika, fast ans Ende der Welt. Und haben sie dort ein Haus? (...) Ins Ungewisse rollen sie, und andere Leute besetzten ihre lieben Obwaldnerstuben. Wie kann man so waghalsig, so dumm sein? Nur weil Amerika so gross ist und es so reiche Amerikaner gibt. Oh du lieber Himmel!

(Ebenda)

Viele von Heinrich Federers schönsten Naturschilderungen verdanken wir ausgerechnet seiner Krankheit: dem Asthma. Gottlieb Heinrich Heer stellt dazu fest:

Ein gesteigertes Sinnesleben in gesunden Tagen ist die Folge der Krankheit. Überall in seinen Werken kommt dies an verfeinerten Naturschilderungen zum Ausdruck, ganz besonders in den durch solch differenzierten Geruchssinn vermittelten Eindrücken.

(Gottlieb Heinrich Heer: Das Naturerlebnis Heinrich Federers. Paul Haupt Bern, 1930)

Da nimmt man in Heinrich Federers Beschreibung eines Älplerfests etwa *den wunderlichen Geruch von Stall, Milch, Heu und Bergwind* wahr, der *aus den Bärten der Älpler rauscht und dem Fest sein eigentliches Parfüm gibt*. Oder, der sehnsuchterfüllte Beobachter *am Fenster* weiss, wie es auf dem Sarnersee bei Sonnenuntergang *herrlich aus dem Wasser riecht*.

Oft führt Heinrich Federer seine Leser über Naturbeschreibungen hin zu dramatischen Höhepunkten. Ein Beispiel dafür finden wir im „Mätteliseppi“. Die Frau wandert in einer märchenhaften Winterlandschaft ganz allein vom Nachbardorf nach Hause. Doch plötzlich werden Idylle und Stille unterbrochen:

Unheimlich tat der hinter den Riedern beginnende, stückweis gefrorene See. Er schrie wie ein klagender Hund oder ein greinendes Kind von Zeit zu Zeit unter der ganzen Eisrinde hin. Es sei der atmosphärische Druck. Könnten es nicht auch arme Seelen sein?

(Das Mätteliseppi – G. Grote, Berlin 1916)

Als dann vom Eis her, ein *gedehnter, unterirdischer, langatmiger Schrei* ertönt, ist das Ereignis da: Das Mätteliseppi trifft am winternächtlichen eisigen See auf den stockbetrunkenen, dem Wahnsinn nahen Spichtiger. Wie das folgende, erregte Gespräch der beiden, vom unheimlich Naturhaften malerisch belebt und getönt wird, ist ganz typisch für Heinrich Federers Erzählweise.

Noch etwas ist für Heinrich Federers Erzählweise sehr typisch. Anstatt Charaktere in seinen Geschichten mit all ihren Eigenschaften zu beschreiben, stellt Heinrich Federer sie – wie eben auch Spichtiger – oftmals einfach in jene Landschaft, die sie prägt. Naturbilder ersetzen Menschenbilder, illustrieren Charaktere:

Alois Spichtiger hockte gern über dem Dorf vor einer der vielen, ewig flüsternden Haselstauden im Gras, über sich wie mächtige Grossväter die grauen Gipfel, unter sich den gemütlichen Vogelnebstfrieden und Vogelnebstzank des Dorfes, aus dem dann auch wirklich ein stetes, leises Geklatsch, man wusste nicht recht vom Bach oder von anderen nassen Mäulern heraufdrang. Aber diese Geschwätzigkeit dämpfte

unter den Dorfwiesen der See, so wie er zwischen geruhigen Bergen seinen Spiegel und sein Stillschweigen ausbreitete und der ganzen geschlossenen Landschaft einen Zug von Innerlichkeit und leiser Feier gab.

(Ebenda)

Auch Orte des Geschehens bringt der Autor seinen Lesern häufig über eine Natur- und Landschaftsbeschreibung nahe. Nehmen wir als Beispiel sein Jugendheimatdorf Sachseln. Dieses stellt er dem Leser, ganz aus seiner Sicht, mit folgenden Worten vor:

Man muss wissen, dass ich still und fest in einem verborgenen Talnest hockte, umgeben von ganz stattlichen Bergen, die den Ausweg sozusagen nach allen Seiten vermauerten und einzig gegen Norden, wo abends das Siebengestirn so kostbar und kalt herunterglänzte, eine dünne, in die Ebene und ihre Städte hinunterzeigende Lücke offen liessen ... „

(Aus jungen Tagen – Jugenderinnerungen. G. Grote, Berlin 1928)

Wenn Heinrich Federer die Jahreszeiten, wie er sie in Obwalden erlebt, deutlich machen will, greift er zu Naturschilderungen. Zum Winter hält er in seinen Jugenderinnerungen fest:

Er (der Winter) hing in schweren weissen Lasten von den Bergen herunter und schüttete den Wald, die Halde und das Seegelände zu. Der See war dann schmutziggrau wie ein toter Riesenfisch. Kaum sah man die Kamine auf den Dächern, die Kreuze auf dem Friedhof, die Hagstecken in den Matten noch hervorgucken.

(Ebenda)

In der Erzählung „Pilatus“ veranschaulicht Heinrich Federer den Vorfrühling im Gebirge. Er tut es, indem er Naturvorgänge schildert. Und dies in geradezu drastischer Weise:

Indessen rückte der Lenz gewaltig vor. Hier oben freilich zuerst mit einer widrigen Laune von kalter Bise und heissem Föhn, von Neuschnee und Schmelze und dem ewigen Getöse der Lawinen oder der grossen Bäche ringsum. Aber die Bergschwalben schwirrten schon eifrig herum, und man hörte in stillen Mondnächten schon etwa aus den Schratzen herunter die spitzen Pfliffe der Murmeltierchen.

(Pilatus, eine Erzählung aus den Bergen. Grot'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1912)

Gottlieb Heinrich Heer betont in seiner Abhandlung über das Naturerlebnis Heinrich Federers, welch grosser Stellenwert Natur- und Landschaftsschilderungen in dessen Erzählungen und Romanen einnehmen. Nie würden sie nebenher laufen. Nie seien sie zufällig:

Das Verfolgen einer inneren Gesetzmässigkeit spricht für eine ausgeprägte Schaukraft des Dichters. Viele Beispiele beweisen, dass Federers Auge im Erfassen des Landschaftlichen ein geübtes ist, und dass er bei der Gestaltung das verwendet, was er innerlich oder äusserlich wirklich schaut.

(Gottlieb Heinrich Heer: Das Naturerlebnis Heinrich Federers. Paul Haupt Bern, 1930)

Wie geübt Heinrich Federers Auge die Obwaldner Landschaft und Natur wahrgenommen hat, zeigt sich nicht nur, wenn er mit Worten stehende Naturbilder malt, nein auch dort, wo er Naturvorgänge klar und folgerichtig schildert. Ein Beispiel dafür ist etwa die Beschreibung eines Nebelganges in der Erzählung „Pilatus“:

Hüben und drüben stieg von den Bergkämmen der Nebel langsam und zögernd nieder. Zuerst setzte er sich vorsichtig auf die Häupter, dann spann er sich über die Grate weiter, schlich behutsam in die Einsattelungen und füllte nach und nach die obersten Wildtäler. Dann ward er sicherer und kroch langsam, langsam aber unaufhaltsam auf die Voralpen nieder. Tausendarmig, tausendfüssig, wie ein Riesenpolyp tat er das, indem er dabei seinen übrigen Molluskenleib bald ungeheuer dehnte, bald zu einem Knäuel ballte. Im Tal mochte er wohl wie ein graues Gewölke von sieben Tagen Regenwetter aussehen.

(Pilatus, eine Erzählung aus den Bergen. Grot'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1912)

Wie Landschaft und Natur Federers Charaktere prägen

In Heinrich Federers Werk werden Menschen von der Landschaft geprägt. Der Dichter zeigt sie als Gewächse ihres Bodens. Dies gilt ganz besonders für die wohl wichtigste Obwaldner Persönlichkeit aller Zeiten: für Niklaus von Flüe. In seinem Buch zum 500. Geburtsjahr von Bruder Klaus, „Niklaus von Flüe, 1917“, zeichnet Heinrich Federer den Mystiker als Figur, die so nur in dieser Landschaft und als Kind dieser Bergler möglich war. Bezeichnenderweise beginnt Heinrich Federer seine Schrift nicht mit der Beschreibung der schon damals heiligmässigen Person, sondern mit den Kapiteln *Obwalden* und *Der Obwaldner*. Und selbst wenn er im dritten Kapitel auf den späteren Heiligen zu sprechen kommt, steht am Anfang nochmals der Obwaldner Heimatboden:

... in den das schönste Gewächs der Urschweiz gehört, nein, aus dem es naturgemäss entsprossste wie ein grosser, stiller, geheimnisvoller Baum, langsam und mit innern Widerständen wachsend, ohne Geräusch, ohne Prunk, und doch, auf einmal ist es der schönste, der grösste Baum im Schweizerbann und der einzige, der wie eine rechte Wettertanne Blitz und Donner im gefährlichen Augenblick auffängt und den ganzen vaterländischen Wald rettet.

(Niklaus von Flüe. Verlag Huber & Co Frauenfeld und Leipzig, 1928)

Der Literaturwissenschaftler Karl Fehr – selber ein Appenzeller – bringt für diesen Einstieg Heinrich Federers in das Porträt von Bruder Klaus grosses Verständnis auf:

Erst lässt er die Landschaft Obwaldens vor uns erstehen, indem er, den Leser gewissermassen bei der Hand nehmend, von unten herauf immer höher hinansteigt und dabei die gedehnten Weiten des Haupttales neben die Wildheit der Melchaa-Schlucht stellt. Dann – ein beliebter Topos seiner natur- und wanderfreudigen Zeit – wird der Mensch, nämlich der Obwaldner im Allgemeinen, als Produkt dieser Landschaft gedeutet, einer lebensfreudigen, grosszügigen, offenen Weite neben oder über dunklen, wilden und geheimnisreichen Untergründen. Das Vitale und das Kontemplative stehen da nebeneinander.

(Nachwort zu Niklaus von Flüe. Rex Verlag Luzern / Stuttgart, 1986)

Gebirgige Landschaften mit den ihnen eigenen Naturgewalten und ihrer oft geheimnisvollen, fast gespenstischen Anziehungskraft – ob in seiner Obwaldner Heimat, im Säntisgebiet, wo er später als Kaplan arbeitete oder im Tessin und in Umbrien – machen Heinrich Federer grossen Eindruck. Mehr noch: Diese Landschaften greifen bestimmend in die Gesamthandlung seiner Romane ein. Sie werden – wie die Appenzeller Gebirgslandschaft im wohl meisterhaftesten Roman, „Berge und Menschen“ (G. Grote, Berlin, 1913) – zum Wendepunkt eines Geschehens. Ja, die Natur in ihrer Unberechenbarkeit ist es, die in diesem Roman entscheidende Durchbrüche inszeniert: Im Verhältnis zwischen Vater Emil Manus und seinem unehelichen Sohn Mang. Und auch im Verhältnis zwischen Emil Manus und seiner unglücklichen Ehefrau Sette.

Das wohl eindrücklichste Beispiel dafür, wie in Heinrich Federers Werk die Natur Menschen prägt – in diesem Fall ungut – findet sich in der alpinen Heimat-Erzählung „Pilatus“. Kaum anderswo zeigt sich die Obwaldner Natur so wild, unheimlich und unbarmherzig wie auf dem düster aussehenden Alpnacher Hausberg. Auf diesem Berg, von dem erzählt wird, dass es auf seinen Alpen spukt und dass über seine Gräte feuerbeschweifte Drachen ihre Bahnen ziehen. All dies macht wohl den Bann aus, in den Menschen geraten können, wenn sie sich dem Pilatus unbedacht nähern.

Auch in Heinrich Federers romanhafter Erzählung spielt *der graue alte Berg* die Hauptrolle. Genauer gesagt: Er wird zum übermächtigen Gegenspieler der Romanfiguren. Die naturhafteste Menschengestalt, die Federer geschaffen hat ist

Marx Omlis. Bezeichnenderweise auch *Pilat* geheissen. Dieser schroffe Bergler heiratet seine zarte Jugendliebe Agnes. Doch die junge Frau steht vom ersten Tag an in unablässiger Konkurrenz zum Pilatus. Marx Omlis versucht zwar, sie zu beschwichtigen:

„Musst nicht böse sein. Aber der Berg ist mein Freund, mein Bruder, mein liebster ...“
(Pilatus, eine Erzählung aus den Bergen. Grot'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1912)

Doch Agnes gibt ihm zu verstehen:

„Aber ich habe doch nicht den Pilatus geheiratet“, stiess sie mit blauen Lippen hervor, „dich allein hab ich geheiratet!“
(Ebenda)

Marx Omlis wehrt sich gegen jede Zivilisation. Er verankert, ja verkrampft sich in der Welt der Bergnatur. Wehrt sich gegen alles Menschliche. So ist die Ehe mit Agnes zum Scheitern verurteilt. Der nachgerade dämonisch naturverbundene Bergler verschleppt die Frau ins Gebirge. Will sie mit seiner Bergleidenschaft der Natur verbinden. Einer unbarmherzigen Natur, die mit ihrer Wildheit zwar seinem Charakter entspricht. Dem ihren aber völlig fremd ist. Gegensätze, die Heinrich Federer stets auch in der Obwaldner Landschaft erkennt, scheinen in den beiden Charakteren auf. Am Ende der Geschichte wird der Bergkoloss Pilatus mehrere Todesopfer gefordert haben: Agnes, hoch schwanger, stirbt auf der Flucht vor dem Wildwasser an einer Totgeburt. Marx Omlis wird zum Menschenhasser. Selbst die Natur beginnt er zu hassen, und doch kommt er von ihr nicht los. Er verlässt das heimatliche Tal. Wird Bergführer im Berner Oberland. Doch dort findet er erst recht keine Ruhe.

Marx Omlis kehrt zur Nachtzeit aus dem Berner Oberland in seine Heimat zurück. Die Obwaldner aber sind gegen ihn aufgebracht. Um nun das dörfliche Volk, das sich von ihm losgesagt hat und sich gegen seine Wiedereinwanderung sträubt zu zeigen, braucht Heinrich Federer wiederum eine Naturmetapher. Der Hund Skio – er gehörte einst Marx Omlis – erkennt seinen früheren Meister nicht mehr und fällt ihn an. Dem ungebetenen Rückkehrer bleibt gar nichts anderes übrig, als das geliebte Tier mit dem Pickel zu schlagen und zu erwürgen. Der Kampf mit dem Tier deutet die kommenden Kämpfe, die er mit Behörden und Dorfbewohnern zu führen hat, an. Der Hass des Tieres – in Wirklichkeit seiner Mitbürger – zerstört ihn seelisch, treibt ihn ins Verderben. Er zieht sich zurück in sein verlassenes Heim an den Hängen des Pilatus. Gerät ins Elend. Wird Wilderer. Schliesslich stürzt er, vom Edelweisszauber ergriffen, in jene Schründe ab, in denen Jahre zuvor auch sein Freund Florian verunglückt war. Marx Omlis macht – im Gegensatz zu Manus in „Berge und Menschen, 1911“ keine seelische Wandlung durch. Hier verpasst Heinrich Federer der Natur offensichtlich eine andere Rolle. Gottlieb Heinrich Heer deutet sie:

Sie (die Natur) hat hier einfach die ganz elementare Funktion eines zweiten, dem menschlichen Marx, gleichgestellten Romanhelden. Starre Unbeugsamkeit, oft leidenschaftliche Besessenheit sind ihre Zeichen. Der zerklüftete Berg Pilatus – und der, so nach ihm sich Pilat nennt – beide erscheinen dergestalt in Szenen, in denen die Zerstörung wütet und in solchen, in denen der Mensch, gleich wie die Natur, sich selbst, seine eigenen seelischen Werte und Kräfte, oder die seiner Mitmenschen quält und zerstört.

(Gottlieb Heinrich Heer: Das Naturerlebnis Heinrich Federers. Paul Haupt Bern, 1930)

*

Wie Heinrich Federer die Obwaldner Landschaft und Natur in seine Erzählungen miteinbezieht, ist ein nicht unbedeutender Bestandteil seiner literarischen Kunst.

Landschaft und Natur werden in seinem Werk zum Sinnbild für alles Lebendige, vor allem eben für die Menschen, die sie bewohnen, in ihnen arbeiten und mit ihren Elementen kämpfen. Dem Kanton Obwalden hinterlässt Heinrich Federer – genau wie der Maler Emil Schill – ein bald erschreckend realistisches, bisweilen vielleicht etwas gar idyllisch anmutendes Natur- und Weltbild. Indessen: Weil der Dichter vor keiner Naturerscheinung zurückschreckt, weil er unser Land und unsere Natur mit grosser Wortkunst erfasst, so wie sie sich ihm bieten, ist – und bleibt – sein Werk für den kleinen Voralpenkanton ein wichtiges literarisches Zeugnis.